

**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel  
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber  
**Band:** 13 (1937-1938)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Schattentheater  
**Autor:** Hugger, Anna  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1066431>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

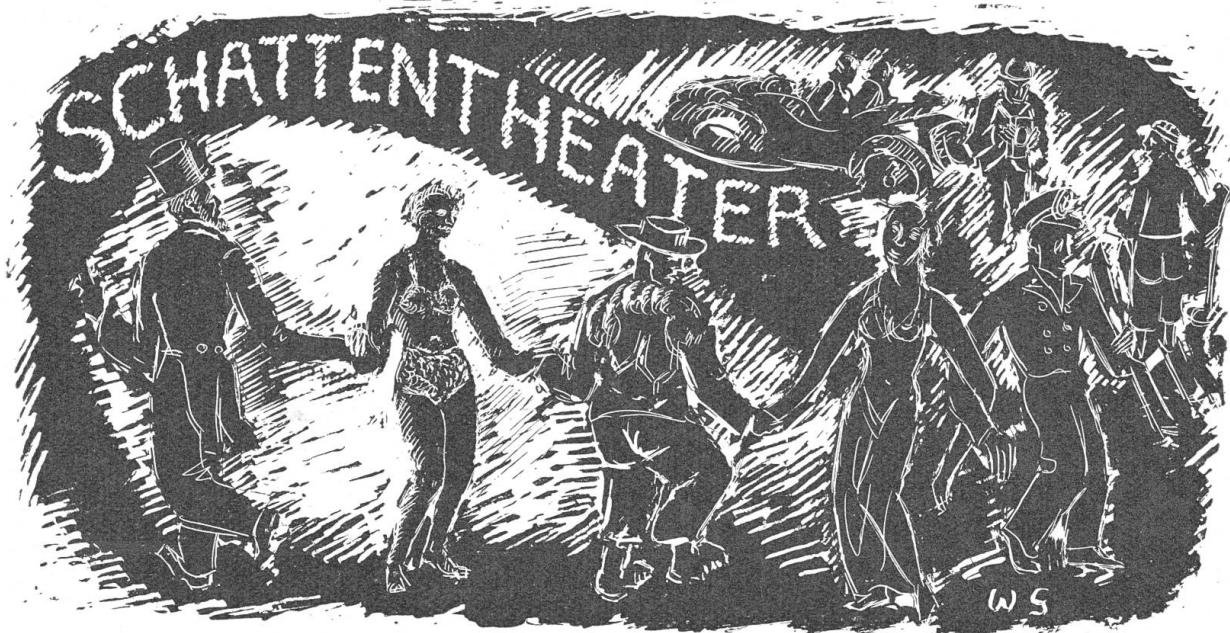
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 15.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



*Von Anna Huggler*

**Illustration von Walter Guggenbühl**

*„Auch ich war Prinz einst von Arkadien,  
Jetzt bin ich bloss ein leerer Schatten.“*  
Orpheus in der Unterwelt.

« So, das wäre jetzt eine Wiese », sagen Hansli und Margritli, « und wir wären zwei Hasen und ässen Klee! » Denn Hansli und Margritli spielen Häslis. Nun, da Margritli ins Bett sollte, fährt es mit seinem Spiele fort.

« Ich putze die Zähne nicht! Ich bin ein Hase. Ich gehe nicht ins Bett! »

« Tut nicht so dumm », sagt die Mutter, « ihr könnt dann morgen wieder Häslis spielen. »

Hansli und Margritli ergeben sich. Trotz der berühmten Kinderphantasie haben sie sich nicht einen Augenblick für Hasen gehalten. Sie haben nur so getan, weil es ihnen grad passte, um die Mutter hinzuhalten, um das Insbettgehen hinauszuschieben.

Margritli hat eine grosse Schwester Annemarie. Sie hat auch ein Spiel gemacht im Sonnenbad: Hawaiianerlis. Sie lag acht Stunden in der Sonne und be-

Nicht vom Schattentheater, wie man es früher auf Jahrmärkten sah, ist hier die Rede, sondern von jenem andern, zu dem viele von uns ihr Leben herabwürdigen und es dadurch unwirklich und langweilig machen. Wir freuen uns, wiederum einen Aufsatz dieser Verfasserin veröffentlichten zu können, deren Beiträge so begeisterte Zustimmung gefunden haben.

wegte sich nur, um dem Himmelsgestirn eine andere Seite zum Rösten darzubieten.

« Sie sind braun! » rufen ihre Freunde.

« Sie hätten mich sehen sollen vor acht Tagen », wehrt Annemarie mit bescheidenem Stolz ab, « da war ich tatsächlich braun. Jetzt ist es schon wieder etwas vergangen. »

« Sie sehen aus wie eine Hawaiianerin. »

« Wollen wir nicht ein bisschen unter jenen Baum sitzen? » fragt Annemaries Freundin, die den Röstprozess mitmacht, zögernd.

« Warum denn? Ich bin so gern in der Sonne. Macht dir die Sonne etwas? »

Wer würde es glauben? Aber in un-

serer Zeit der Sonnenanbetung braucht es schon einigen Mut, sich zum Schatten zu bekennen. Es ist sozusagen schwächlich. Wie es früher schwächlich war, wenn ein junger Mann einem Glas Wein ein Glas Zitronenwasser vorzog. Es liegen nicht alle Leute gleich gern in der Sonne. Aber die meisten möchten braun sein. Denn braun sein ist Mode. Sonnengebräunte, lachende Jugend, die hell Zähne und Augen erscheinen lässt aus ihrer Bräune heraus. Das sieht man auf allen Plakaten, wenn man es sonst nicht wüsste. Man will also schön braun sein, selbst wenn man sonst ein Dasein im Schatten vorziehen würde. Nun könnte man sich ja sagen: Ich liege in der Sonne, um braun zu werden! Zwar ist es mir zuwider, mich bei 50 Grad braten zu lassen wie ein Poulet, aber ich bringe dieses Opfer für meine Schönheit! Doch man fährt fort in diesem Spiele: man tut so, als ob man keine liebere Beschäftigung wüsste, als sich braten zu lassen.

« Ich finde es wundervoll, so in der Sonne zu liegen! » (acht Stunden), ruft Annemarie und öffnet ihre Augen in ungläubigem Staunen, wenn die Freundin sich schon nach drei Stunden in den Halbschatten eines Bäumchens zurückziehen will.

« Ich würde mich am wohlsten finden auf einer Südseeinsel. »

Aber das Spiel geht noch ein bisschen weiter, sie fängt selber an zu glauben, dass sie sich vor der Sonne so wenig in acht nehmen muss wie eine Zulufrau. Zwar hat sie ein merkwürdiges Gefühl im Hinterkopf, das sie warnen möchte: geh ein wenig in den Schatten! Aber schon fühlt sie sich ganz als Eingeborene (nicht des Kantons Zürich), ihr hawaiianischer Kopf spürt nichts. Nachts wird sie Kopfweh haben und nicht schlafen können.

Denn das ist der Unterschied: Annemarie nimmt das Spiel ernst. Ihre kleine Schwester macht Häslis, wann sie will, wann es ihr Vergnügen macht — als Spiel. Sie würde nicht ein Butterbrot zurückstossen, um nach Klee zu rufen.

Die grosse Schwester spielt Hawaiianerlis, bis sie selber daran glaubt, sich verwechselt und nicht mehr weiss, ob ein hawaiianischer Kopf oder ein schweizerischer auf ihrem Halse sitzt. Sie wird sich fremd und spürt drum ihren Kopf nicht mehr. Die kleine Schwester bleibt das Margritli, sie wird kein Hase.

Herr und Frau Müller wohnen in einem kleinen Vierzimmerhaus. Es gefällt ihnen. Sie brauchen nichts anderes. Sie sind darin daheim. In der Nähe steht eine grosse, türmchengeschmückte Villa, von einem Park umgeben. Uralte Bäume. Auch das Haus ist schön, gross und imposant.

« Wundervolle Liegenschaft! » rufen Herrn Müllers Freunde, die bei ihm auf Besuch sind und aus Distanz die Türmchengenvilla bewundern.

« Wundervoll, ein solches Haus zu bewohnen! »

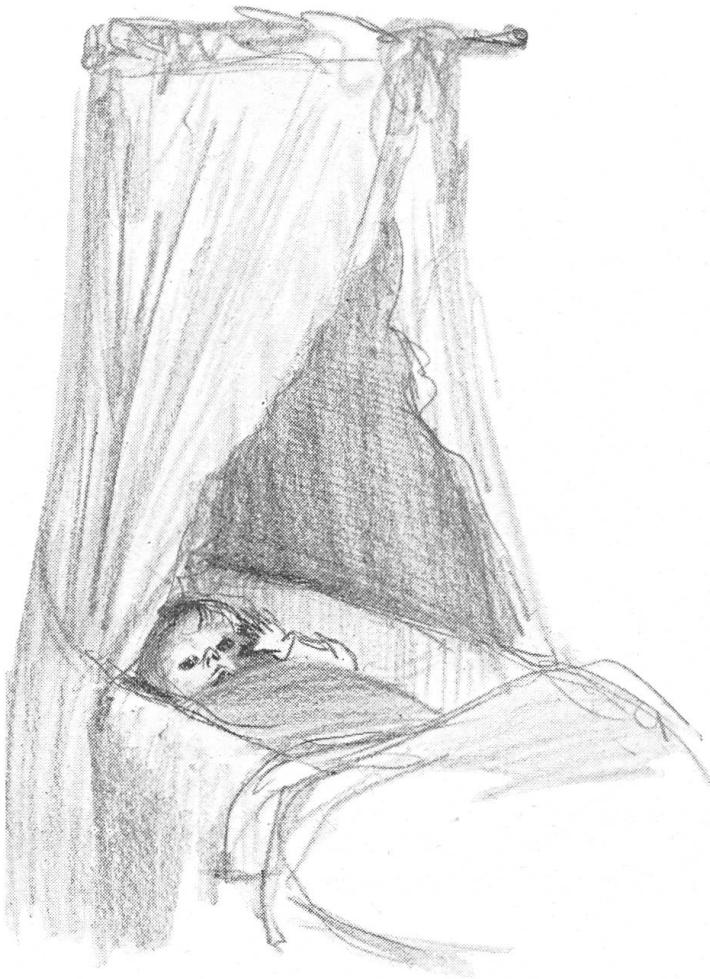
Herr und Frau Müller wohnen tatsächlich lieber in ihrem eigenen Hause. Aber schliesslich wiederholen sie auch in leicht melancholischem Tone: « Wundervoll, ein solches Haus zu bewohnen! »

Und der Tennisplatz bei der Villa! « Wie angenehm, einen eigenen Tennisplatz zu haben! » sagen Herrn Müllers Freunde.

Herr und Frau Müller verspüren nicht die geringste Lust, Tennis zu spielen; aber nach und nach bringen sie es fertig, wenn sie von der Türmchengenvilla reden, mit einem leisen Seufzer zu sagen: « Welch schöner Tennisplatz — und grad beim Hause! » als ob sie es ungeheuer vermissten, nicht jeden Morgen früh vor Arbeitsbeginn sich durch eine Tennispartie in Form bringen zu können.

Die Idee setzt sich in ihrem Kopf fest, dass das eigentlich schöne Leben sich im Türmchenhaus abspielt — nicht in ihrem eigenen.

Welche Aussicht hat man zum Beispiel von der Loggia der Türmchengenvilla aus auf den See! Zwar haben Herr und Frau Müller genau die gleiche Aussicht von ihrer kleinen Veranda aus. Oder ist sie nicht anders? Das eigentliche Leben



Walter Sautter

Bleistiftzeichnung

ist in der Türmchenvilla! samt Aussicht! Während Herr und Frau Müller mit ihren Freunden auf ihrer Veranda sind, erzählen sie von der Türmchenvilla: « — und eine prachtvolle Aussicht haben sie dort auf den See! » —

Der See strahlt unterdessen in heiterm Blau zu ihnen herauf. Sie sehen ihn nicht. Sie sehen im Geiste den See, den man von jener berühmten Loggia der Türmchenvilla aus sieht. Jenes Bild schiebt sich nebelhaft vor den wirklichen See und deckt ihn zu. Sie sehen im Geiste wie der Besitzer der Türmchenvilla den See sieht. Ein schattenhaftes Theater. Und alles nur, weil sie nicht vor ihren Freunden, die das Lob der Türmchenvilla singen, dastehen möchten als Leute ohne

Verständnis und Geschmack, die ein fürstliches Haus nicht zu schätzen wissen und es nicht einmal vermissen, keinen Tennisplatz zu haben. Sie spielen das Spiel, bis es für sie schliesslich ernst wird, wie andere von englischen Schlössern mit Gästeflügeln reden. Wie schön, soviel Gäste haben zu können! In Wahrheit möchten sie gar nicht Dutzende von Gästen beherbergen. Sie möchten so wenig in einem englischen Schlosse wohnen wie auf dem Eiffelturm. Aber schliesslich bringen sie es fertig, daran zu glauben.

Kinder machen auch das unterhaltende Spiel: Wenn wir ein Schloss hätten! oder: Wenn wir im Urwald wären! Mühelos benützen sie dazu das Gemüsegärtchen. Mit der gleichen Leichtigkeit aber, wie sich eine Winde in eine Liane und ein Molch in ein Nilpferd verwandeln, werden aus Nilpferd und Liane wieder Molch und Winde. Der kleine Knabe hat nach beendetem Spiel am Molch, am wirklichen Molch, die gleiche Freude wie vorher, und sie wird ihm nicht durch das Schattenbild des Nilpferdes verleidet.

Was für Anstrengungen müssen viele machen, um ihre Ferien, ihre Sonntage, ihre Freizeit zuzubringen! Am liebsten würde man zum Beispiel in einem Liegestuhl liegen und lesen. Aber man hört von den Bekannten, man sieht es in den Prospekten, dass dieser und jener Ort besonders schön ist. Man reist hin, man macht Bergtouren und photographiert die Punkte, die andern gefallen haben. Und wenn man zu Hause ist, zeigt man die Photos: Momentaufnahmen, bei denen die zwanglose Gruppierung halbe Tage in Anspruch nahm, wobei es zu Reibereien kam. Und wenn die fröhliche Momentaufnahme auf die Beschauer nicht genügend wirkt, kommentiert man sie: « Sie hätten sehen sollen, was für eine gelungene Bande wir waren! » Denn es ist, als ob die Tour gemacht würde, damit man diese Photos zeigen kann, damit man seinen Freunden beweisen kann: so lustig und schön war es! Seinen Freunden und sich selbst. Und tatsächlich war nichts anderes vorhanden als

diese Photos, die man nachher in der Hand herumzeigen kann. Alles andere ist unwirklich. Man sieht, wie andere Touren machen. Eigentlich wäre man lieber in einem kühlen Wirtshausgarten bei einem Bier. Aber man wandert mit. Nicht den andern zulieb. Es ist ehrenvoller, ein Sportler zu sein, als bei einem Bier zu sitzen. Aber statt dass man wenigstens sich selbst eingestehlt, dass man die Touren macht, um andern zu imponieren, will man sich einreden, man kletterte auf die Berge zum eigenen Plaisir. Man sieht, wie die andern sich begeistern und macht ein ähnliches Gesicht.

Äusserlich machen zwei dasselbe, aber es ist nicht dasselbe. Der eine hat die Berge gern, der andere klettert hinauf, indem er ihn imitiert. Er sieht zu, wie der andere den Berg besteigt und sieht sich selbst, wie er den Berg hinaufklettert als « kraftvoller Bergsteiger », ohne wirkliches Dabeisein. Darum ist es ihm langweilig, totlangweilig.

Aber sein Mitmachen von etwas, das er nicht begreift, stört auch die andern. Der Imitator übernimmt hier die Rolle des Zirkusclown, der möchte und nicht kann, der den Witz nie begreift und aufmerksam schaut, ob die andern lachen oder weinen, damit er auch lachen oder weinen kann. Eine Gesellschaft von mehreren solchen Mitgehern ist langweilig und lärmend zugleich, da im Grunde niemand fühlt, worum es sich handelt. Sie machen die Gesten mit, wie schlechte Schauspieler.

So wie man auf Berge steigt im Schweiße seines Angesichts, während man lieber im Lehnstuhl läge, auf Festen sich tummelt, während man lieber von seinen wirklichen Strapazen sich im Bett erholen möchte, Anstrengungen aller Art auf sich nimmt, weil die andern diese Vergnügungen schön finden — so kommt man dazu, Unterhaltungen fallen zu lassen, wenn die andern nicht da sind, die sie schön finden könnten. Was hat es zum Beispiel für einen Sinn, zu singen, wenn niemand zuhört? Man muss Zuschauer haben und Zuhörer, je mehr, desto bes-

ser! Erst dadurch bekommt etwas seinen Wert.

Zwei Vorübergehende hören durch ein offenes Fenster den Gesang einer weiblichen Stimme. Sie bleiben einen Augenblick stehen. « Welch sympathische Stimme! » sagen sie. « Die könnte sich hören lassen! »

Allein singen? Das hat ja keinen Wert. Andere müssen es hören! Erst wenn viele es hören, ist der Beweis erbracht, dass es schön ist — wirklich wertvoll ist.

« Schade, die könnte sich hören lassen! » sagen darum die Spaziergänger bedauernd. Das heisst in einem Konzertsaal — vor vielen Menschen, nicht bloss vor uns zweien. Das ist nichts! Und sie hören die Stimme, wie sie weit weg irgendwo in einem Konzertsaal klingen würde. Das wäre die eigentliche Stimme — und sie übertönt jetzt die uneigentliche der Frau. Diese imaginäre Stimme im Konzertsaal wäre erst die wirkliche für die zwei Spaziergänger. Wäre? Gar nicht. Denn, wenn sie diese Frauenstimme in einem Konzertsaal in Zürich hören würden, würden sie sagen: « Schade, die könnte sich in New York hören lassen! »

Man kann nicht für sich allein ein Lied singen. Es lohnt sich nicht, ein schönes Kleid anzuziehen, wenn es nicht mindestens ein Dutzend sehen. Man tut nichts mehr zu seinem blossen Vergnügen. Man verliert den Boden unter den Füssen. Man weiss nicht mehr, was einem selber Vergnügen macht. Wenigstens muss man eine Photo machen.

« Leni, du siehst reizend aus, wie du da oben auf dem Pfosten sitzest — man sollte dich photographieren! » So gleichen sich Scharen dem Inbegriff der Photographierten an, den Kinostars.

Warum soll man nicht eine Frisur machen wie Greta Garbo? Warum nicht den ganzen Kopf und das übrige so herrichten, dass man ihr zum Verwechseln ähnlich sieht — als Spiel? Als Spiel schon — das ist eine Unterhaltung, wie wenn Margritli ein Hase sein will. Aber das

ist der fundamentale Unterschied: Margritli glaubt selber nie, dass es ein Hase ist. Es hat Freude am Häslispiel, während seine Schwester glaubt, ihre Kostümierung mache sie wirklich zur Greta Garbo.

Wenn wir lesen, wie ein Chinese seinen Gast begrüsst mit Worten in diesem Stile: « Verzeih, dass Du Deinen göttlichen Fuss in meine elende Hütte setzen musst, dass ich Deinem erlauchten Bauch nur gemeine Nahrung vorzusetzen vermag usw. », verfehlten wir selten, unserm Erstaunen über die übertriebenen Höflichkeitsformeln Ausdruck zu geben. Aber wir wissen ja, dass das Formeln sind, deren Inhalt weder Gastgeber noch Gast für wahr halten. Kommt hingegen ein Auslandschweizer in sein Land zurück, fragen wir teilnehmend: « Wie gefällt es Ihnen wieder bei uns? Es fällt Ihnen sicher schwer, sich an unsere kleinen Verhältnisse zu gewöhnen? » Wobei es sich aber nicht um eine blosse Formel handelt. Die Frage ist die Frucht jener Geistesrichtung, welche immer glaubt, das wahre Leben, die wahre Kultur sei anderswo — in grossen Städten, in grossen Ländern, in Paris, in Berlin, in New York. Wir sind an der Peripherie der Kultur, halbtote Fliegen, die am Tellerrand sich krampfhaft festhalten, in der Angst, ins Nichts zu purzeln und immer nach dem imaginären Zentrum starren, wo ein imaginäres Zuckerstück liegt. Wie viel bedeutungsvoller ist es doch für uns, die wir im Glattal wohnen, wenn Herr Langenschede die Marsch wieder einmal auf eine neue Art besingt, als wenn Herr Küenzli dasselbe mit dem Glattal tut!

Wenn diese Art Geistiginteressierter in Winterthur vor einem Buchladen stehen, sehen sie eigentlich die Bücher, die in einer Buchhandlung in Berlin stehen würden. Die eigentlichen Bücher wären dort irgendwo, und selbst wenn sie eine Ausgabe von Gottfried Keller anschauen würden (der bei uns geboren war, lebte und starb), käme es ihnen vor, die richtige Ausgabe sei eigentlich in Berlin und diese hier nur der Schatten irgendeiner

wirklichen Ausgabe, irgendwo — in kulturell grössern Verhältnissen.

Wo ist die Wirklichkeit? Auf alle Fälle nicht bei uns. Wir begnügen uns mit ihrem Schatten — wir spielen ein merkwürdige Spiel, bei dem wir uns selbst enteignen, uns um alles bringen.

Dieses Spiel ist langweilig für die, welche glauben, spielen zu müssen, und für die andern. Es können gescheite Leute sein mit Diplomen und Leute mit dem abenteuerlichsten Lebenswandel: sie sind langweilig wie Schatten.

Am Anfang machen Kinder dieses Schattentheater nicht mit; aber die Erwachsenen geben sich Mühe, sie in die Spielregeln einzuweihen.

Margritli und Fritzli machen als Weihnachtsüberraschung eine merkwürdige Zeichnung oder ein schiefes Trückli, das sich schlecht präsentiert, oder sie schenken klebrige Zeltli, die sie monate lang aufgespart haben. Dann lehrt man sie « richtige » Weihnachtsärbetli zu machen. Erwachsene erfinden sie, fangen sie an, und Erwachsene setzen den Schlusspunkt darauf. So entstehen Werke, welche sich sehen lassen können. Weder die Kinder noch die Mutter haben wirklich Freude daran. Aber die Mutter kann nun ihren Bekannten auch zeigen, wie ihre Kinder sie gern haben.

Umgekehrt verführt man die Kinder nicht nur dazu, Geschenke zu machen, die sie nicht begreifen und die sie nichts angehen, sondern man schenkt auch ihnen Dinge, die sie gar nicht wünschen und die aber den Erwachsenen reizend kindlich vorkommen: Puppen mit schelmisch verdrehten Augen und entsprechende Bilderbücher.

Nun ist es sehr schwer, kleine Kinder dazu zu bringen, freudig zu danken für etwas, das sie nicht wollen. Und die zärtlich verführerischen Fragen: « Gäll, das ist lustig? Schau das schöne Hundeli! » usw., stossen auf zähen Widerstand bei Fritzli. Er schweigt, schüttelt schliesslich den Kopf, und wenn man mit immer energischer jubelnden Tönen in ihn dringt, um ihm das Filzhundeli an-

zupreisen, mit welchem man ihn beglücken will, stösst er endlich mit dem Schuh nach dem gepriesenen Tier. Dann ist Fritzli ein undankbarer — ein ungeratener. « Hast du Mutti nicht lieb? Mutti wollte dir doch Freude machen! » Doch, Fritzli hat Mutti schon lieb, aber Fritzli hat den Filzhund nicht lieb.

Daran erkennt man die wohlerzogenen Kinder, dass sie Freude zeigen an dem, was die Erwachsenen als kindlich betrachten, dass sie freudig mithüpfen, wenn die Erwachsenen ihnen einen lustigen Ringelreihen vorschlagen. Denn die Erwachsenen wissen nicht nur, was gut und schön ist, sie wissen auch, was lustig ist.

Viele Erwachsene gleichen diesen Musterkindern. Sie lassen sich sagen, was lustig ist, und hüpfen mühsam mit. Da sie aber keine Kinder mehr sind, sondern in einem Alter, wo niemand mehr erwachsener sein kann als sie, wird die Anzahl der Erwachsenen für sie massgebend, die etwas als lustig erklären. Wenn tausend sagen: das ist ein Vergnügen, so

muss es ein Vergnügen sein. So müssen sie Ringelreihen machen ihr Leben lang, während sie lieber die Sterne zählen. Müssen viel Geld verdienen, damit sie einen Filzhund kaufen können. Müssen interessante Reisen machen nach Marokko, während sie ebenso gern in Rümlang friedlich spazieren würden — bis sie selber nicht mehr wissen, was sie wollen, was ihnen gefällt, was sie glücklich macht.

Immer versuchen sie die Rollen anderer zu spielen. Rollen, die sie doch nie ganz begreifen können; denn die Wirklichkeit des Bruders ist nicht die eigene. Darum wird alles für sie unwirklich — langweilig, leblos. Jeder Mensch ist der Mittelpunkt der Welt, in jedem spiegelt sich das Weltall in anderer Weise neu und für ihn absolut interessant. Während das Herz der Welt in ihrer eigenen Brust klopft, horchen sie ängstlich und angestrengt in alle Winde. Als verlorene Schatten irren sie herum und bringen sich um das Leben, um dieses einmalige und einzigartige Abenteuer, das wir unser Leben nennen.

---

## Welches war Ihr tiefstes religiöses Erlebnis?

*Unsere neue Rundfrage*

Die Ergebnisse dieser Rundfrage erscheinen in der Oktobernummer. Wir bitten diejenigen Leser, welche uns zu diesem Thema noch Einsendungen machen wollen, dies bis zum 8. September zu tun. Die angenommenen Beiträge erschei-

nen anonym. Wir erwarten keine langen Aufsätze, noch weniger theologische Abhandlungen, sondern eine möglichst persönliche und lebendige Darstellung.

*Die Redaktion des « Schweizer-Spiegel ».*